

„Inklusion bedeutete für mich schon früh: Ich gehöre dazu“. Rainer Schmidt, Pastor und mehrfacher Goldmedaillengewinner bei den Paralympics im Tischtennis.



Wer Inklusion will, braucht Experimentierfreude

Inklusion ist möglich, auch dann, wenn es um Wettkampf und Leistung geht. Es kommt nur darauf an, wie wir die Lebensbereiche gestalten.

Rainer Schmidt

Ich erzähle erst einmal, wie ich auf die verrückte Idee gekommen bin, Tischtennis, also Vorhand und Rückhand zu spielen, obwohl ich nicht einmal Hände habe. Wie ist bei mir die Teilhabe vonstatten gegangen, obwohl ich mich von anderen Tischtennispielenden sehr unterschieden habe? Ich war zwölf, als meine Eltern auf die Idee kamen, Urlaub in einem 450 Seelen-Dorf in Österreich zu machen. Dort gab es eine Tischtennisplatte. Und natürlich habe ich versucht, Tischtennis zu spielen. Ich wollte machen, was alle machen. Also habe ich mir einen Schläger genommen und habe dann versucht, den Ball zu schlagen. Ich merkte rasch, ich kam weder links noch rechts, schon gar nicht an die kurzen Bälle dran. Und wenn die Kinder ernst gemacht haben, dann war ich sofort erledigt. Schnell war mir klar: Tischtennis ist nichts für mich. Ich bin gescheitert an der Barriere, die der Sport nun mal mit sich bringt, nämlich an der Fähigkeitsbarriere. Ich hätte mich nun auf mein Zimmer zurückziehen können. Aber ich fühlte mich zur Gruppe der Urlaubskinder dazugehörig und wollte nicht außen vor sein. Intuitiv habe ich gemacht, was heute jeden Pädagogen freuen würde. Wenn ich nicht machen kann, was alle können, so suche ich eine neue Aufgabe, um trotzdem dabei zu sein. Ich wurde Schiedsrichter: Kannst nichts, bist aber wahnsinnig wichtig. Natürlich

können die auch was. Mindestanforderung beim Tischtennis: Bis elf zählen, Regeln kennen, aufmerksam sein. Ich hatte nicht die gleichen Fähigkeiten wie die anderen, habe aber eine andere Funktion eingenommen. Dann sah mich ein anderer Urlaubsgast: „Willst du nicht mit-spielen?“ Ich: „Doch, aber ich kann das nicht.“ Er überlegt: „Ich habe da eine Idee“. Am nächsten Tag kam er wieder, hatte Schaumstoff und Schnüre dabei und sagte: „Ich versuche, dir einen Schläger an den Arm zu binden“. Ich hielt ihm meinen Arm hin und er hat mir den Schläger drangebunden. Dann habe ich angefangen mit der wackeligen Konstruktion zu spielen. Ich konnte plötzlich einen Aufschlag, kurze Bälle erreichen und die links und rechts in der Ecke auch. Das war ein wunderbares Erfolgserlebnis. Warum treiben Menschen Sport? Weil sie wunderbare Erfolgsergebnisse bekommen.

Gleich mit Rechten und Bedürfnissen

Wer Inklusion will, der sucht nach Beteiligungsmöglichkeiten und Erfolgsergebnisse für alle. Kaum zuhause habe ich zu meinem Vater gesagt: „Ich gehe in einen Tischtennisverein.“ Da wartete die nächste Barriere auf mich. Zuerst in meinem Kopf. Was, wenn die Kinder mich ablehnen. Dann habe ich meinen Cousin gefragt. Gemeinsam lassen sich Barrieren besser überwinden. Und dann hat uns mein Vater zum Training gefahren. Zum Trainer sagte er: „Das ist mein Sohn, der möchte gerne Tischtennis spielen“. Trainer: „Ich verstehe viel von Tischtennis, habe aber keine Ahnung, wie man ohne Hände spielt. Wir können ja gemeinsam herausfinden, wie das geht.“ Was für ein Trainer! Gibt seine Verunsicherung zu, lässt sich von meinen (offensichtlichen) Unfähigkeitsbarrieren nicht abhalten und wird selbst zum Lernenden. Wer Inklusion will, braucht keine fertigen Konzepte, sondern Experimentierfreude und Lernbereitschaft. Ich habe mit Hilfe anderer meinen eigenen Weg gefunden, an Tischtennis zu partizipieren. Also eine wunderbare inklusive Geschichte.

Als ich 1965 in eine ganz normale Familie hineingeboren wurde, ohne Hände, ohne Unterarme mit einem verkürzten Bein, war der Schock zunächst groß. „Was soll aus dem Jungen werden?“ Zum Glück war nicht nur die Verunsicherung meiner Eltern groß, sondern auch deren Kampfeswille. Machten andere einen Vorschlag, mich in einer Einrichtung für behinderte Kinder erziehen zu lassen, weil ich dort optimal gefördert werden würde, sagten meine Eltern: „Nein der gehört zu uns.“ Inklusion bedeutete für mich schon früh: Ich gehöre dazu. Da, wo Menschen sich zugehörig fühlen, sich verbunden fühlen ist das wichtigste schon geschafft. Eltern

nennen es „Liebe“. Gemeinden nennen es „Verbundenheit mit dem Leib Christi“.

So wuchs ich sechs Jahre gemeinsam mit anderen Kindern im Dorf glücklich auf. Ich gehörte dazu und entdeckte spielend die Welt, na gut, das Dorf. Dass ich nicht alles machen konnte, störte weder mich noch andere. Dann wurde ich in eine Sonderschule eingeschult. Ich hatte es schon damals nicht verstanden. Warum sollte ein normaler Mensch ohne Hände in eine Einrichtung gehen, die ihn von der „normalen“ Gesellschaft ausschließt? Warum sollte ein Kind mit Down-Syndrom nur mit anderen Down-Syndrom-Kindern spielen und lernen? Statt mit meinen Freunden zu Fuß zur Schule zu gehen, wurde ich nun mit dem Fahrdienst zur Sonderschule gefahren. Ich kam erst gegen 17 Uhr zurück. Im Winter zu spät, um mit anderen Kindern draußen zu spielen. So kam es, dass bereits nach dem ersten Winter die Trennung fatale Folgen in unseren Kinderköpfen hinterließ. Als meine Mutter im Frühling vorschlug, ich solle doch zum Spielen rausgehen war meine Antwort: „Was soll ich da? Die reden doch nur über die Schule und da gehöre ich nun nicht mehr dazu!“ Von meinen Freunden vermisste mich nach einem halben Jahr keiner mehr. Die Aufteilung der Menschen in Menschen mit und ohne Behinderung war uns vorher fremd gewesen.

Separation lässt Barrieren in allen Köpfen entstehen. Man wird einander fremd. Dauerhafte Separation ist die Reaktion unserer Gesellschaft auf verunsichernde Vielfalt. Inklusion ist dagegen der Mut, einander zu begegnen. Mein Abitur habe ich übrigens nach der 13. Klasse auf dem Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium gemacht. Grundsätzlich denke ich, vernebeln Klassen und Wettkämpfe den Blick für die Einzigartigkeit und Vielfalt der Menschen. Es gibt viele Menschen mit versteckten Benachteiligungen. Das Mädchen, das zuhause nur Türkisch spricht, wird im Fach Deutsch nicht mit dem Germanistik-Professoren-Sohn mithalten können. Muss es aber, weil wir meist blind sind für diese Unterschiedlichkeit. Wo kämen wir hin, wenn jede*r eine Ausnahme bekäme? Wenn wir plötzlich Unterschiedlichkeit als Reichtum und nicht als Problem ansehen würden? Wir könnten womöglich ins Reich Gottes gelangen. Dahin, wo der Mensch wichtiger ist als die Summe seiner Leistungen. Was ist Inklusion? Meine kürzeste Definition: „Inklusion ist die Kunst des Zusammenlebens von sehr verschiedenen Menschen“. Die Kunst des Zusammenlebens, also zusammen etwas machen, Sport treiben, wie auch immer, von sehr unterschiedlichen Menschen. Es wird also zweierlei zusammengedacht: Die Verschiedenartigkeit der Menschen und die Gleichwertigkeit der Menschen. Jede*r ist anders, aber gleich in seinen Rechten und Bedürfnissen.

Fortsetzung
Seite 14

Niemand ist unbehindert

Dass Inklusion gelingt, ist nicht selbstverständlich. Dafür müssen und können wir einiges tun. 2008 trat die Behindertenrechtskonvention (BRK) in Kraft. Für mich ist daran das Wichtigste die Relativierung der Aufteilung von Menschen. Früher gab es Menschen mit und ohne Behinderung. Heute hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass alle Menschen mehr oder weniger begrenzt sind. Zusammenfassend gesagt hat die Behindertenrechtskonvention mindestens zwei Perspektivwechsel vollzogen:

1. Niemand ist nur behindert, niemand ist unbehindert. Niemand lebt ohne Begrenzungen. Einschränkungen zu haben, ist ein völlig normales Phänomen. Auch der aus medizinischer Perspektive behinderte Mensch ist ein begabter Mensch. Inklusion heißt, jede unnötige Einteilung in Behinderte und Nichtbehinderte zu verbannen. Im weiten Sinne geht es bei Inklusion um die Infragestellung von Zuordnungen und Kategorisierungen. Wer permanent Jungs von Mädchen, Schwarze von Weißen, Reiche von Kleinen, Klugen von Dummen unterscheidet, verfestigt Kategorien, die zuweilen unangemessen und oft genug schädlich sind.

2. Von der Einschränkung des Einzelnen hin zur Aufgabe, die alle angeht. Das bedeutet: Nicht-Teilhabe und Barrieren-überwinden sind nicht mehr Probleme eines Einzelnen. Es ist Aufgabe der gesamten Gesellschaft, Teilhabe zu ermöglichen. In Kurzform: Es heißt nicht mehr „Ich bin behindert“, sondern „Wir ermöglichen Teilhabe“. Wenn ich gefragt werde, was der Unterschied zwischen einem behinderten Menschen und einem nichtbehinderten Menschen ist, sage ich gerne: „Meine Behinderung sieht man. Ihre wird erst offenbar, wenn wir Tischtennis gegeneinander spielen.“ Oder wenn Sie predigen sollen, dann könnten Sie sich auch als begrenzt erweisen. Auf dem Gebiet bin ich wiederum talentiert. Beim Klavierspielen habe ich wieder Nachteile. Ich bin von meinem Wesen her kein Behinderter, sondern nur partiell eingeschränkt. Das gilt allerdings für jeden Menschen.

Probieren, wie Teilhabe gelingt

Wichtig in dem Zusammenhang ist die Frage: Mit welcher Einstellung, inneren Haltung begegnen wir einander? Betrachten wir einen Menschen als behindert oder haben wir Augen für seine Talente? In

welchen Strukturen leben wir? Wie kann man Inklusion fördern? Dazu ein weiteres Beispiel aus meinem Leben: Ich musste in der 12. Klasse im Gymnasium 1000 m im Sportunterricht laufen. Um möglichst schnell zu sein, habe ich, der Beinprothesenträger, jeden zweiten Tag 1000 m trainiert. Übrigens, die Mädchen mussten nur 800 m laufen. Am Prüfungstag habe ich alles gegeben, kam aber als letzter ins Ziel. Noch hinter dem langsamsten Mädchen. Ein peinlicher Moment für mich als 18-Jährigen. Völlig ausgepumpt ging ich zu meinem Lehrer und fragte: „Wie war ich?“ „Ja, schau mal Rainer. 2:55 min ist eine Eins. Guck mal, das hier ist die Zeit für eine Vier. Du kriegst... grübel... eine Neun.“ Ich erwiderte: „Sie wissen schon, dass ich eine Prothese am rechten Bein trage? Apropos, welche Zeit bin ich denn gelaufen?“ Seine Antwort: „07:35 min“. „07:35 min!“ rief ich erfreut: „Persönliche Bestzeit!“ Das ist das Dilemma des Wettkampfsportes. Sollte er mir eine Eins geben? Goldmedaille für Rainer Schmidt, obwohl er als Letzter ins Ziel gekommen ist? Andererseits war ich der einzige mit persönlicher Bestzeit und hätte eigentlich die beste Note bekommen müssen. Kaum hatte ich diesen Gedanken ausgesprochen, meldete sich ein Mädchen: „Ich müsste eigentlich auch in eine andere Startklasse. Sabine ist 20 Kilogramm leichter als ich und 10 cm größer. Ist doch klar, dass die schneller laufen kann.“ Da begriffen wir: Jeder Wettkampf ist immer ein Vergleich zwischen Äpfeln und Birnen. Sport als Wettkampf muss immer bemüht sein, faire Wettkampfklassen zu bilden. Ich war schlicht in der falschen Klasse gestartet. Inklusion heißt nicht, jede und jeder muss immer und überall alles mitmachen dürfen. Ich habe übrigens von dieser Erkenntnis sehr profitiert. Gäbe es keine Startklasse für Herren, Kurzarzarme, hätte ich nie Gold gewonnen. Nur in einem Wettkampf, der unter einigermaßen homogenen Teilnehmern stattfindet, kann ich glänzen. Im Wettkampfsport sind Abgrenzungen also völlig legitim. Doch in einem wettkampfgeprägten Bereich wie dem Sport ist Inklusion möglich. Die Lösung liegt in einer geänderten Aufgabenstellung, zum Beispiel: „Jeder läuft in seinem Tempo. Nach 10 Minuten sollt ihr einen Puls von 150 haben.“ oder es heißt: „Wir trainieren heute Beweglichkeit am Tisch (früher wäre es Beinarbeit gewesen, das aber können einige von uns nicht mitmachen)“. Alle Teilnehmenden sollen Erfolgserlebnisse haben und das Gefühl der Dazugehörigkeit. Menschen sind soziale Wesen.

Ich erinnere noch einmal daran, wie mein Trainer beim ersten Training zu mir sagte: „Ich weiß nicht, wie du mit uns Tischtennis spielen kannst, aber wir werden es gemeinsam herausfinden.“ Inklusion heißt: Gemeinsam ausprobieren, wie mehr Teilhabe gelingen kann. Inklusion ist gut für alle, weil alle herzlich willkommen sind und alle mitmachen sollen.

Fotos: epd Bild (1), C. Pleut (1)

„Kirchen sollen Inklusionsagenten sein“

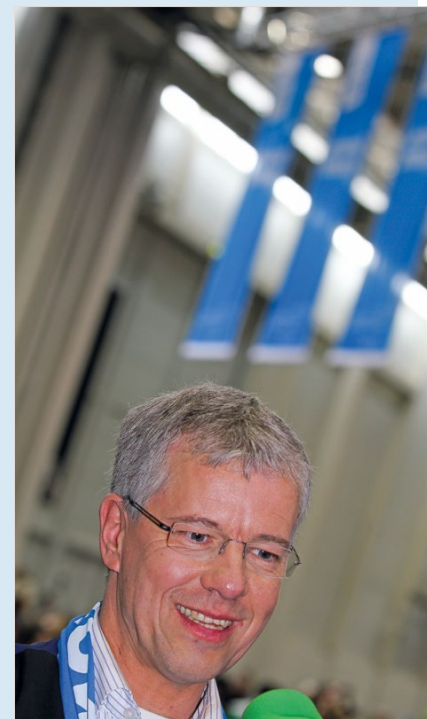
Worin liegen die Herausforderungen in Kirche und Gesellschaft?

Rainer Schmidt: Es ist schlecht zu greifen, was Gesellschaft ausmacht. Ich spreche lieber von konkreten gesellschaftlichen Feldern. Schule ist eines der wichtigsten. Es geht um längeres gemeinsames Lernen. Und es dürfte keine Separation aufgrund von Behinderung und sozialer Herkunft geben. Ein anderes Feld heißt: Die großen Zentraleinrichtungen gegen Hilfen vor Ort einzutauschen. Darüber hinaus: 90 Prozent des Wissens über Behinderung wird durch Medien vermittelt. Leider wird in den Medien viel zu unreflektiert von Menschen mit Behinderungen gesprochen. Medienmacher müssen so über Menschen mit Behinderungen berichten, wie die sich selbst sehen. Zum Beispiel sind Menschen im Rollstuhl nicht an diesen gefesselt. Der Rollstuhl ermöglicht Freiheiten. Niemand ist trotz Behinderung glücklich, sondern wegen eines glücklichen Ereignisses. Die Aktion Mensch, früher Sorgenkind steht beispielhaft für diesen Wandel: Einst gab es Medienkampagnen über arme Behinderte, heute wird die Normalität des Lebens mit Grenzen dargestellt.

Welche Rolle haben die Kirchen beim Thema Inklusion?

Die Kirchen sollten eigentlich Inklusionsagenten sein. Das wäre der Anspruch. Meine Erfahrung ist: viele Menschen kümmern sich in den Kirchen um Teilhabe von Menschen mit Behinderung. Sehr engagierte Menschen. Es ist aber noch immer viel zu oft ein Kümmern um andere, statt mit anderen etwas zusammen zu machen. Im Grunde handelt es sich um eine Vorform des klassischen Diakoniemodells. Den gedanklichen Wechsel hinzubekommen, dass Menschen mit Behinderung vollwertige Mitglieder der Kirche sind, müssen wir noch einüben.

Aber grundsätzlich gilt für mich: Ich bin froh, dass es die Kirche gibt. Sie ist für mich ein Lebensraum, in dem Menschen nicht miteinander verglichen werden (müssen). Wo die Gleichwertigkeit aller Menschen bei gleichzeitig großer Einzigartigkeit wenigstens noch gepredigt wird. Wo Jugendarbeit nicht aus Wettkampfsport besteht. Gut, manchmal entdecke ich auch in den Kirchen Barrieren. Schließlich sind Gemeinden nicht identisch mit dem Reich Gottes: Wenn im Gottesdienst für Kranke und Behinderte gebetet wird, als würden nicht alle hin und wieder krank werden und als wären wir nicht alle arg begrenzt. Gerne zitiere ich die Theologin Dorothee Sölle: „Gott hat keine anderen Hände als unsere.“ Ja, unsere! Also meine nicht, aber die der anderen. Das heißt, es sind unsere Hände. Denn Talente, Begabungen und Charismen haben wir, damit wir sie in den Dienst des Zusammenlebens stellen. Eltern stellen sich in den Dienst der Kinder, wer predigt, macht das für andere. Ebenso sind wir alle Angewiesene. Inklusion ist eigentlich völlig selbstverständlich.



Rainer Schmidt auf dem Podium des Kirchentags 2013 in Hamburg

Rainer Schmidt ist Pastor, Buchautor, Dozent, Kabarettist und Paralympicsieger im Tischtennis. Der mehrfache Weltmeister gehört mit sechs Goldmedaillen zu den erfolgreichsten Teilnehmern bei den Paralympics. Er beendete seine Sportkarriere 2008 in Peking.